Etwas von der Mode.

Es wird erzählt, ein türkischer Kaiser habe einmal einem Maler den Auftrag gegeben, ein Gemälde anzufertigen, auf dem die verschiedenen Kleidertrachten aller Völker dargestellt werden sollten. Der Maler machte sich an die Arbeit. Als er nun fast alle Völker nach ihren Trachten dargestellt hatte, malte er zuletzt einen Mann, der nur ein Hemd anhatte. Der Kaiser bat um die Erklärung des Gemäldes. „Diese", so sprach der Maler, „sind die Ungarn, die Polen, Preußen, Italiener, Spanier, Schotten, Irländer, Russen." „Aber", frug der Kaiser, „welches Volk soll denn dieser Mann im Hemde darstellen?" „Majestät", antwortete der Maler, „das ist ein Franzose." „Aber warum haben Sie ihn denn in einem Hemde abgemalt?" erwiderte der Kaiser. „Weil es unmöglich ist, Sire, die Tracht der Franzosen erschöpfend darzustellen, denn dieses Volk hat alle Tage eine andere Mode." Was würde der Maler sagen, wenn er heute wieder auf die Welt zurückkäme? Er müßte so die ganze Welt im Hemde abmalen, denn die Kleidung über dem Hemde unterliegt einem andauernden Modewechsel.

Verena, des Köhlers Töchterlein.

II.

Es durchschnitt das Herz, den starken Mann des Gebirges so gebrochen zu sehen. Das Mädchen fühlte dieses unbewußt und schwieg. Erst nach einer Weile fuhr sie fort:

„Nein, Vater, nicht unglücklich, nicht verlassen. Die Mutter ist im Himmel und schaut von dort tröstend und segnend auf uns.

Vater, lieber Vater, wir werden sie ja einstens wiedersehen. Gott hat alles gut gemacht."

Kaum hatte Verena dieses gesagt, so zuckte das Antlitz des Mannes in wildem Schmerz, und in bitterer Verzweiflung stieß er die Lästerworte aus: „Es gibt keinen Gott!"

Er hielt inne und schaute mit funkelnden Augen auf sein Kind, das zitternd vor ihm stand. Dann sank er in sein früheres Brüten zurück.

Es klopfte draußen an der Türe; ein freundlicher Nachbar kam, um Trost zu spenden.

„Ich brauche keinen Trost", hatte der Vater gesagt, und Verena war, nachdem sie einige Worte mit dem Manne gewechselt hatte, wieder in das Zimmer zurückgekehrt.

Die Sonne war bereits hinter den Bergen verschwunden; die Nebel hatten sich zerstreut, und der rote Abendhimmel warf den Wiederschein auf den Schnee, daß die Eiskörnchen wie lauter Edelsteine funkelten und glitzerten. Eine kalte Nacht stand im Anzug.

Verena brachte Brot, Käse und Koffee, der in jener Gegend größtenteils aus Eicheln bereitet wird, zum Abendbrote. Doch der Vater wollte nichts essen. Da trug sie die Dinge hinweg, denn ihr Schmerz war doppelt groß.

Als sie wieder in die Stube kam, kniete sie vor dem Kreuzbilde nieder, das an dem Sarge der Mutter gestanden hatte, und betete laut den Rosenkranz für die abgeschiedene liebe Seele. Hierauf begann sie das Abendgebet.

Dann sagte sie: „Gute Nacht, Vater," schloß von innen die Haustüre und ging in ihre Kammer.

Sie hatte das Vermächtnis der Mutter angetreten und fühlte dessen ganze Schwere.

Dort in ihrer Kammer kniete sie noch einmal vor einem Bilde der Mutter Gottes nieder und betete heiß und innig für ihren Vater, damit Gott seinen Schmerz mäßigen und ihm nicht zur Schuld anrechnen möge. Dann schloß sie:

„Heilige Maria, Trösterin der Betrübten, mache, daß ich ausharre im Leiden, wie du am Kreuze des lieben Heilandes ausharrtest, und wie ich meiner Mutter versprochen habe."

II.

Sie hat ausgeharrt. — Ein Jahr seit dem Todestage der Mutter ist verflossen, und das Vermächtnis ruhte während dieser Zeit oft drückend und ermüdend auf den Schultern des treuen Kindes. Lange Zeit hatte es gedauert, bis der Schmerz des Vaters sich linderte; und als er sich geändert hatte, da trat eine furchtbare Gleichgültigkeit und Kälte an die Stelle des Schmerzes.

Der Köhler-Hans trieb sein Geschäft weiter, aber die alte Tatkraft war verschwunden. Oft saß er tagelang drunten in den Dörfern beim Kruge und überließ die Sorge des Meisters einem Knecht und seinem Kinde. Die ganze Rauheit der Sitte kehrt zurück, und es war, als ob dies Herz niemals glühend geliebt habe.

Nur Verena blieb sich gleich: dieselbe Liebe, dieselbe Aufopferung. Der Vater sah es und achtete nicht darauf. Anfangs zwar gelang es der Tochter, ihn bisweilen zurückzuhalten, wenn sie ihn an sein braves Weib erinnerte, aber bald machte dies keinen Eindruck mehr. Die eisige Schale hatte sich wieder um sein Herz gelegt.

Der Gedächtnistag von der Mutter Tod war herangenaht, der Schnee in den Bergen geschmolzen, und die Wälder sproßten, blühten und schauerten gleichsam vor Frühlingsfreude. Holzhauer und Köhler hatten wieder ihren Weg in die Waldungen genommen. Ueberall herrschte neues Leben, wie draußen in der wiedererwachenden Natur.

Droben im Gebirge, wo dasselbe einen langgestreckten ebenen Bergrücken bildet, der fast ganz von Buchen überwachsen ist, schwelte ein Meiler. Das Holz war an Ort und Stelle geschlagen, wie die diesen Reisigbündel bezeugten, die gebunden und in Klafter geordnet an der Seite standen. Es war eine fast viereckige Lichtung, auf drei Seiten vom Walde umschlossen. Wenn man umherschaute, so konnte man im Hintergrunde, halb unter den Bäumen versteckt, eine Hütte bemerken, die aus Holz gebaut und von Tannenästen und Rasen überdeckt war. Rechts von derselben hing an dem Stamme einer Riesenbuche ein Kreuzbild und darunter ein Bildchen der schmerzhaften Mutter Gottes, von zwei kleinen Brettern überdacht und gegen den Regen geschützt.

In diesem Augenblicke war niemand um den Meiler beschäftigt. Die Mittagssonne warf ihre Strahlen auf den Platz, so daß man die Rauchwölkchen zittern und schwanken sah. Jedes Gräschen stand stille, und kein Blatt an den Bäumen rührte sich. Da trat ein Mädchen aus der Hütte; es war Verena. Sie tret zu der Kante des Bergrückens vor und blickte in das Land hinaus. Grün und ruhig lagen die Wälder unter ihr — ein leichtes Schwellen und Schweben von Bergen und Hügeln, aus denen zuweilen Dörfer emportauchten, blauer Duft in der Ferne, der wie ein Schleier am Horizonte hing und das Darüberhinaus den Augen verbarg.

Die Natur ist so frisch und jungfräulich an den Orten, welche nur selten ein Mensch betritt, und die weitab liegen von dem bunten Getümmel des Lebens. Diese Stätten sind es, welche dann besonders in reinen Herzen so seltsame Anregungen erwecken, erheitern und lindern, und das Gemüt besänftigen, wenn es schmerzlich in seinen Tiefen erschüttert ist.

Verenas Herz war rein, und daher empfand auch sie jetzt diese Eindrücke, die sie schon hunderte Male empfunden hatte, und denen sie sich doch stets wieder mit erneuter Liebe hingab.

Einige Augenblicke stand die Jungfrau stille und überließ sich dem Anblicke der herrlichen Gegend. Dann aber verfolgte sie plötzlich mit ängstlicher Sorge den Steig, der aus dem Tale zur Höhe führte. Sie schien jemanden zu erwarten. Alles blieb ruhig; mit gesteigerter Bangigkeit schaute sie nach dem Meiler zurück. Die Wölkchen über demselben waren noch leichter und durchsichtiger geworden, kaum daß man sie noch in dem Glanze der Sonne erkennen konnte.

Was mochte in diesem Augenblicke die Seele der Jungfrau so besorglich machen und über ihr heiteres Antlitz den dunklen Flor der Angst und Traurigkeit spannen?

Schon seit acht Tagen hatte der Vater sie verlassen; wohin er gegangen war, das wußte sie nicht. Und doch bedurfte sie gerade jetzt seiner Hülfe; denn die Kohlen waren fast völlig ausgebrannt, wie die leichten Wolken bezeugten, und niemand stand ihr zur Seite, um den Meiler zu decken. Den einzigen Knecht hatte der Köhler vor kurzem aus dem Dienste gejagt. So stand Verena verlassen und ratlos da. Ihre Angst wurde noch vermehrt durch den Gedanken, dem Vater möge ein Unglück zugestoßen sein, da er schon oft in der Trunkenheit schwere Händel angefangen hatte und manchmal verwundet in den Wald zurückgekehrt war.

Sie trat von der Kante zurück, kniete vor dem Kreuze an der Buche nieder und betete. Eine gute Viertelstunde hatte sie schon da gekniet, als sie plötzlich Männerstimmen hörte und darunter die ihres Vaters deutlich erkannte. Freudig sprang Verena auf und eilte dem Ankommenden entgegen.

„Es ist schon recht, daß du betest, mein Kind," redete der Vater die Tochter mit einer Freundlichkeit an, die offenbar vom Weine rührte. „Du tust es für uns," setzte er lachend hinzu, „dann brauchen wir es nicht mehr zu tun."

Das Mädchen wurde über und über rot vor Scham, daß ihr Vater so sündhaft in Gegenwart eines Fremden sprach. Sie wandte das Gesicht ab, denn eine Träne war in ihre Augen getreten. Der Köhler bemerkte es:

„Törichtes Ding," fuhr er sie zornig an; „immer das Weinen — darf man denn kein heiteres Wort mehr sagen? Schäme dich vor dem schmucken Gesellen, den ich dir mitbringe. Das ist ein anderer Mann, als die Lumpen, welche sonst mit uns arbeiten. Er hat Geld in der Tasche und tritt ein in das Geschäft, und dann, wenn du" . . .

Er hielt inne in seinen Reden, denn er sah, wie ein noch dunkleres Rot über die Wangen seiner Tochter lief. Verena aber suchte auszuweichen und auf ein anderes Gespräch überzuleiten.

„Vater," sagte sie, „das Holz hat ausgeschwelt; es war hohe Zeit, daß Ihr kamet."

„Ja, ja, ich sehe, du machst dir Sorgen um den Meiler," entgegnete dieser; „tröste dich, wir werden sogleich das Feuer ersticken. Aber bringe uns vorerst einen kräftigen Imbiß, wir haben beide Hunger und Durst."

Verena beeilte sich, dem Befehle des Vater Folge zu leisten. Da hörte sie ihn nochmals rufen:

„Ei, so begrüße doch erst den neuen Gesellen; komm' und reiche ihm die Hand!"

Die Jungfrau achtete nicht auf diesen Ruf; sie war bereits hinter dem Meiler verschwunden. Der Köhler brummte einige mürrische Worte in den Bart und sagte dann zu seinem Begleiter:

„Habt nur Geduld mit ihr; die Schüchternheit wird mit der Zeit verschwinden."

Der Angeredete war ein kräftiger Bursche von 26 Jahren. Er trug weit bessere Kleider, als dies bei den Leuten jener Gegend gewöhnlich der Fall ist. In seinem sonnengebräunten Gesichte lag ein abstoßender Zug von Wollust und Rohheit, der noch durch das buschige rote Haar vermehrt wurde, welches nachlässig über seine Stirne herab hing. Als der Köhler mit seiner Tochter sprach, hatte der Fremde einen frechen Blick in die Augen der Jungfrau geworfen, und dies war die Ursache, weshalb Verena so verlegen und schamrot wurde.

Das Mädchen hatte unterdessen ein Mahl in der Hütte bereitet und die beiden Männer zum Eintritte geladen. Dann entfernte sie sich und setzte sich im Walde unter einem Baume nieder, das Antlitz mit ihren Händen bedeckend.

Traurige Gedanken stiegen in ihrer Seele auf. Die Worte des Vaters waren deutlich für sie gewesen, wenngleich er nicht völlig ausgesprochen hatte. Sie ahnte, was ihr bevorstehe. Da betete sie so recht aus Herzensgrunde um Trost und Beistand, daß sie nicht unterliege. Den Fremdling kannte sie nicht, aber sie fühlte sich von ihm zurückgestoßen, weil sie Böses in seinem Herzen vermutete. Der eine Blick sagte ihr alles.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.
Redigiert von P. Höveler, Rektor, Junkersdorf bei Köln.



Nr. 21. Sonntag, 24. Mai. 1925

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 24. Mai: Johanna.
Montag, den 25. Mai: Urban.
Dienstag, den 26. Mai: Philipp Neri.
Mittwoch, den 27. Mai: Luciana.
Donnerstag, den 28. Mai: Wilhelm.
Freitag, den 29. Mai: Maria Magdalena.
Samstag, den 30. Mai: Felix I.

Sonntagslesung.

Mit dem heutigen Sonntage hat die österliche Zeit ihr Ende erreicht. Es war eine Gnadenzeit für Viele. Manche haben da wieder einmal die Bande zerrissen, welche sie seit langem an Sünde und Leidenschaft gefesselt hielten. Viele wurden da durch Gottes Gnade von einem Abgrund hinweggezogen, an dessen Rande sie schon standen. Viele in ihren Vorsätzen neu gestärkt, zum besseren Streben aufgemuntert.

Für die Priester und Seelsorger war es ja eine anstrengende Zeit. Späte Abendstunden an den Samstagen vor Sonn- und Festtagen haben sie im Beichtstuhle festgehalten. Nun atmen sie auf. Wohl mag es wahr sein, daß die Pfarrer auf dem Lande das eine oder andere, die in der Stadt auch eine ganze Anzahl Schäfchen vermißt haben, die nicht zur himmlischen Weide an die Kommunionbank sich begeben haben. Aber sollen sie sich denn dadurch die berechtigte Freude verderben lassen, daß sie mitten in den vielen Gefahren, die nicht bloß die Sitten, sondern auch den Glauben bedrohen, durchgehends noch eine so gut katholische Gemeinde haben?

Auch heute darf man die Frage erheben, wo in aller Welt steht denn das katholische Leben, die katholische Kirche in solcher Blüte, als in unseren rheinischen und westfälischen Gauen? Selbst Rom tritt da in den Hintergrund.

Viele unserer Leser werden bei der Jahrtausendfeier die Messehalle in Köln besuchen, und wenn sie dann mit Staunen sehen, was da der Neußer ausgezeichnete Museumsdirektor Dr. Ewald in glänzender Aufmachung an herrlichen Kunstgebilden, die in der Zeit in Rheinlands und Westfalens Kirchen und Klöstern die Kunst geschaffen, zur Schau ausgestellt hat, dann wird es ihnen eine Genugtuung sein, aus dem blühenden katholischen Leben der Jetztzeit zu erkennen, daß der christkatholische Glaube, der die herrlichen Dome errichtet und mit allen Kostbarkeiten sie ausgeschmückt hat, auch heute noch in unseren Landen im Maienschmuck dasteht.

Der sakramentalische Umgang.

Eine sehr schöne Zeremonie beim ewigen Gebete oder auch sonst an hohen Festen ist die abendliche Prozession mit dem Allerheiligsten durch die Kirche, der sogenannte Umgang. Er ist wohl spezifisch Kölner gottesdienstlicher Brauch; die römische Liturgie und auch die Kirchen auf dem Lande kennen ihn nicht. Der Umgang ist nichts anderes als die Fronleichnamsprozession mit Ausnahme des viermaligen Segens in die Mauern der Kirche verlegt.

Schön kann natürlich ein solcher Umgang nur sein, wenn die Prozession sich entfalten kann und die Größe des Raumes und die Höhe der Gewölbe den Eindruck der Begrenzung und der Enge nicht aufkommen läßt. Schön nur dann, wenn auch das zuschauende Publikum sich so beträgt, wie es der Würde des Ortes und der Erhabenheit der Handlung entspricht.

Wenn das aber zutrifft, dann ist ein solcher Umgang ein großartiges, entzückendes und erbauendes Schauspiel. Der Altar in dem Glanz einer Menge Kerzen, die Malerei an den Wänden, durch viele im Schiff oder an den Wänden brennende Gasflammen erhellt, im Innern ein vielfarbiger Fahnenschmuck — das Verweilen in einem solchen Raume macht schon allein großen Eindruck und erzeugt Stimmung.

Auf einmal kommt eine ganze Schar Kleriker in Chormantel an den Altar, begleitet von vielen Meßknaben und einer Reihe fackeltragender Herren. Weißgekleidete Kinder mit goldenen Symbolen stehen vor der Kommunionbank und zur Seite bereit. Singknaben in roten Röcken warten auf den Augenblick, wo sie mit ihren hellen Stimmen das Pange lingua anstimmen dürfen. Nun wird Weihrauch eingelegt, die Wolken des Inzens steigen wirbelnd zur Höhe auf, verschleiern für einen Augenblick das Tabernakel und das Allerheiligste, um dann ihren wohlriechenden Duft nach allen Seiten zu senden. Dem Zelebranten wird das Velum um die Schultern gelegt. Er steigt die Altarstufen herauf, nimmt das Allerheiligste von seinem Thron und wendet sich dann mit ihm dem Volke zu. Nun setzt sich alles in Bewegung, die Glocken läuten, die Orgel braust durch die Hallen, abwechselnd singen die Singknaben eine Strophe des Pange lingua und das Volk „Deinem Heiland, deinem Lehrer" und unter diesen Jubelhymnen wird das Sanktissimum erst, wo es angeht, durch das Mittelschiff hinunter, dann durch das linke Seitenschiff heraus, am Chor vorüber durch das rechte Seitenschiff hinaufgetragen. Dichtgedrängt steht das andächtige Volk, und wo das Allerheiligste vorüberzieht, da fällt alles anbetend auf die Knie und klopft demütig und reuig, wie der Zöllner, an seine Brust. Es ist eine gewaltige, großartige Ovation, wenn ich so sagen soll, die man in diesem Umgang dem hl. Sakramente darbringt.

Alles ist hier beteiligt, der ganze Klerus der Pfarre, der Kirchenvorstand, die Bruderschaften, die Eltern, die Kinder und all die Gläubigen, die, während sie beten und singen, mit ihren Augen der hl. Hostie folgen, die wie ein stiller Stern der Liebe in der goldenen Monstranz durch das Gotteshaus zieht. Es ist eine Wiederholung des Einzuges Jesu in Jerusalem, wo heilige Begeisterung alt und jung ergriff. Man meint die Worte wieder zu hören, die der Heiland an Zachäus richtete: „Steige eilends herab, denn heute ist diesem Hause Heil widerfahren."

Während sonst am Altare nur die Geistlichen in den eigentlichen Dienst des hl. Sakramentes treten, beim Umgang wird alles in diesen Dienst gezogen, alles wird ein Gefolge des Königs der Ehren. Alles kommt in fromme, frohe Bewegung. Sobald der Priester mit dem Sanktissimum den ersten Schritt die Stufen des Altares herabgetan, da gehört, wenn ich so sagen darf, der sonst im Tabernakel verborgene Heiland dem Volke: „Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret es ihnen nicht." Wo er an dem Betrübten vorüberzieht, da will er ihm Frieden verheißen, wenn er guten Willens ist, an einem der unter schweren Versuchungen leidet, ihm Mut machen: „Nimm dein Kreuz auf dich, mein Joch ist süß und meine Bürde leicht."

Draußen am hohen Himmelsgewölbe funkeln zu dieser Stunde die großen Sterne und preisen in der wunderbar harmonischen und wechselreichen Prozession, in der sie seit Jahrtausenden durch das unermeßliche Weltall ziehen, des Schöpfers Allmacht und Größe. Und hier unten auf der Erde preist um die nämliche Stunde der kleine Mensch in dieser Prozession, in lichtstrahlenden Gotteshäusern, die in ihrem kunstvollen Bau Zeugnis von des Menschengeistes Aehnlichkeit mit Gottes Schöpfer-

geist geben und Nachbilder des Himmels sind, des nämlichen Schöpfers Liebe und Herrlichkeit, die er in diesem wunderbaren Geheimnis und Wunder des Glaubens uns kundgibt.

Die Wallfahrt zu den sieben Kirchen Roms.

III.

Der Petersdom.

Wer um die jetzige Jahreszeit Rom besucht, und die Fahrt zu den sieben Kirchen machen will, der tut gut, sich in der Morgenfrühe aufzumachen, denn später wirds warm und dann das Wandern recht mühsam. Der erste Besuch gilt St. Peters wunderbarem Dom, dem größten Gotteshaus der Welt. In ihm hebt die Wallfahrt an. Nach Bramante, der den Plan zu dieser Kirche entwarf, hat der berühmte Michelangelo um das großartige Bauwerk das größte Verdienst. In seinen Hauptformen, besonders durch seine wunderbare Kuppel ist St. Peter Michelangelos Ehre und Ruhm. Diese Kuppel, aus der Ferne geschaut mit den gewaltigen, aber so schönen, weichen Linien, die mächtige Trommel, welche den hohen Helm trägt, aus der wie eine kleines Heiligtum die sogenannte Laterne hervorspringt, gehört zu den Bildern, die von den Pilgern nie vergessen werden.

Man muß ihn oft und zu verschiedenen Zeiten durchwandern, um den vollen Eindruck seiner Größe zu bekommen. Aber auch ein einziger Besuch, zumal am frühen Morgen, wo das Dämmerlicht noch dem Auge die Masse der Einzelheiten entzieht, genügt, um die Pracht und Herrlichkeit, die Harmonie der Verhältnisse und die Erhabenheit des Baues wenigstens ahnen zu lassen. Für den gläubigen Katholiken kommt freilich noch ein anderes Gefühl hinzu: Die Erhabenheit des Tempels mahnt ihn an die Erhabenheit der Religion, welcher sein Glauben und Leben gehört, an die Erhabenheit der Kirche, deren Mittelpunkt Rom ist, an den Erlöser, Jesus Christus, dessen sichtbarer Stellvertreter hier die hl. Geheimnisse feiert.

Und zu dieser religiösen Bedeutung tritt nun noch die geschichtliche Weihe hinzu. Die Peterskirche ist die Erbin der konstantinischen Basilika, die Erbin eines großen Teils ihrer Heiligtümer, die Erbin aller ihrer geschichtlichen Erinnerungen. St. Peter ist so nicht nur dreihundert, sondern fünfzehnhundert Jahre alt. Seit dem Tage, wo Konstantin Szepter und Krone niederlegte und den ersten Spatenstich führte, um die Fundamente einzusenken und dem Apostelfürsten Petrus ein Grab, den Päpsten einen Dom zu bauen, sind die katholischen Fürsten und Völker, Bischöfe, Priester und Gläubige immer fort zu dieser hl. Stätte gewallfahrt, und wenn auch zu Zeiten die Wogen höher und lauter um das Grab des Apostels rauschten und dann wieder sanken und fielen, so wurde doch der Strom der Wallfahrer nie ganz unterbrochen.

Dazu kommt noch ein dritter Umstand, der St. Peter den Katholiken so teuer macht. In riesigen Buchstaben auf dem Friese der Fassade steht nämlich geschrieben: „in honorem principis Apostolorum": „Zu Ehren des Apostelfürsten." Der größte Dom der Welt wurde also errichtet als Kirche und Grabdenkmal zu Ehren des hl. Petrus und dadurch zum Ruhme und Preise des Allerhöchsten. Der Name des armen Fischers soll durch die hl. Hallen klingen, seinen Namen soll die Kuppel in den Himmelsraum tragen, sein Grab soll der Mittelpunkt der Herrlichkeiten und der Heiligtümer der Kirche sein. So ist es und schöner hätte dieser Grundgedanke im Baue nicht ausgedrückt werden können. Wo die Kreuzarme des Domes sich schneiden, senkt sich das Grab des Apostelfürsten hinab, darüber erhebt sich der Altar, auf dem die Nachfolger Petri Gott das unblutige Opfer des Lobes und des Dankes, der Bitte und Sühne darbringen, und oben drüber in schwindelnder Höhe schließt sich schirmend die Himmelskuppel Michelangelos.

Wie eifrig und zuversichtlich quillt aber auch hier an der ersten Station der Wallfahrer aus dem Herzen das Gebet für die Erhaltung und Erhöhung der hl. Kirche, für das Verschwinden der Irrlehren und Spaltungen, für den Frieden unter den christlichen Königen, Fürsten und Völkern.

Wer am Abend hoher Festtage, wie z. B. Ostern, die St. Peterskirche besucht, kann auch Zeuge eines schönen Schauspiels der Erbauung werden. Der silberhelle Ton eines Glöckleins schallt plötzlich durch die weiten Hallen und die allgemeine Bewegung der andächtigen Besucher der Petersgruft gegen einen Pfeiler rechts unter der Kuppel belehrt uns, daß hier etwas Besonderes sich vollziehen müsse. Und siehe da, oben auf dem Balkon des Pfeilers, der heute mit Teppichen behangen ist, blitzen Leuchter auf; von Altardienern begleitet, erscheint ein Priester, welcher mit den Händen mehrere goldschimmernde Reliquienschreine emporhebt und dem Volke mit lauter Stimme die Heiligtümer benennt, die in denselben enthalten sind, während die Menge unten schweigend in Stille und Andacht lauscht und mit ehrfurchtsvollem Neigen des Hauptes der Reliquie ihre Verehrung darbringt. Es ist dies das Vorzeigen der großen Reliquien von St. Peter, das mehreremal an hohen Festtagen stattfindet. Die vornehmsten unter den Reliquien sind: Die hl. Lanze, das Schweißtuch der hl. Veronika, ein Teil des hl. Kreuzes und das Haupt des hl. Andreas. Entsprechend diesen großen Reliquien stehen an den vier Pfeilern, welche die Kuppel tragen, unter den entsprechenden Balkonen in hohen Nischen die Standbilder des hl. Longinus, der hl. Veronika, der hl. Helena und des hl. Andreas. So ist diese Zeremonie gleichsam ein rührender Abendsegen der Ostertage.

Friedhofsgedanken im Frühling.

Hier schlaft ihr unter Grabes Baldachinen,
Die leise rauschen im Behang von Grün
Und tausend Blumen wohnen über ihnen
Die auf dem weichbemoosten Boden blühen
Und gütig lächeln im Gesumm der Bienen.
Da führen Pfade schattend und im Bogen
Mich durch die Stille dieser Totenstadt
Die allen Frieden in sich eingesogen
Und keinen Teil mehr an den Wirren hat
Und fern ab in dem harten Dasein wogen.
Und wo die Tannen hoch sich übersteigen
Da ruh'n die Müden einzeln und in Reih'n
Die hier dem großen Tag entgegenschweigen
In deiner Dämmerung, o heil'ger Hain
Da möcht' ich mich zum letzten Schlummer neigen.

Vom Priestertum und Priesterberuf.

Von Professor Serres.

VI.

„Die Wahl des Berufes ist ein Vorgang, den niemand sieht und niemand kennt, als Gott allein; er ist verschlossen, nicht selten geheim gehalten wie ein kostbares Juwel, im Schreine des Herzens und keiner hat Kunde davon. Wie die Blume so gerne in stiller Nacht ihre Knospe entfaltet und unter der Berührung rauher Hände leidet, so ist es mit dem geistlichen Beruf des Jünglings. Nicht alle verstehen ihn, nur wenige würdigen ihn, und gar manchem, dessen Auge nur zur Erde gerichtet ist, erscheint er, wie einst das Christentum selbst, als eine Torheit."

Das sind, lieber Leser, sehr beachtenswerte Worte des um die Erziehung der theologischen Jugend hochverdienten ehemaligen Würzburger Universitätsprofessor Dr. Hettinger. „Wohl dir, Jüngling, wenn du recht gewählt hast. Hüte den Schatz deines Herzens, mit dem du das Gymnasium verläßest, treu für die Zukunft." Das Abiturientenexamen ist ja nun bestanden, und mit dem Zeugnis der Reife in der Tasche hält der Jüngling jetzt Ausschau zur Universität. An dieser Hochschule des Wissens darf er nunmehr als vollberechtigter akademischer Bürger sich einschreiben lassen. O, wie zieht es ihn zu diesen heiligen Hallen der alma mater, wie verlangt es ihn, in vollen Zügen zu trinken aus dem Borne der Weisheit und sich zu sättigen an dem Strome des Wissens, der von der Hochschule durch das Leben flutet. Und daneben tritt ja noch ein anderes Bild. Schon mehr denn einmal hat er gehört von studentischem Tun und Treiben, vielleicht es schon etwas aus der Nähe beobachten können. Wie erscheint sie doch so selig, diese goldene freie Studentenzeit."

Auch hier tritt nun die Sorge der Kirche dem Jüngling, der Priester werden will, zur Seite. Das Studentenleben unserer Tage krankt vielfach an mehr als einem Uebel. Nicht zum wenigsten durch einen falschen Begriff von studentischer Freiheit und durch Mißbrauch derselben ist auch schon mehr als ein Theologenberuf verloren gegangen. Ist er doch eine Gnade, die man auch verscherzen kann. Und wenn er auch später hier und da wieder erwachte, die Spuren eines mißbrauchten Studentenlebens verwischen sich nur schwer. Darum hat der hl. Kirche die Sorge für ihre Priesteramtskandidaten immer besonders am Herzen gelegen. Anderswo hat sie Seminare erbaut, in denen der Anwärter des Heiligtums sein ganzes theologisches Studium abmacht. In unseren Diözesen hat man Theologenkonvikte eingerichtet, in denen der Studiosus der Theologie sein Studium für das Priestertum beginnt und zum größten Teil vollendet, in denen er auch seine religiös-sittliche oder aszetische Vorbereitung grundlegt und weiter fördert, um dann im Priesterseminar sich unmittelbar auf den Empfang der hl. Weihen zu rüsten. Solcher Theologenkonvikte gibt es in unserer Erzdiözese zwei in Bonn, das Collegium Albertinum und das Collegium Leonium. Eine gleichartige Anstalt ist das Collegium Borromaeum in Münster für die Diözese Münster und das Leokonvikt in Paderborn für die Diözese Paderborn.

Daß solche Einrichtungen im Geiste der Kirche sind, bedarf wahrhaftig keines Beweises und ist durch den hl. Kirchenrat von Trient zum Ausdruck gebracht worden. In der Zeit des Auf-

enthaltes in diesen Anstalten soll dann auch die endgültige Berufswahl fallen. Sie soll in der Regel nicht mehr von dem Zweifel ausgehen: „habe ich Beruf"? sondern sie soll das feierlich bestätigen und aussprechen, was schon lange in der Seele grundgelegt und vorbereitet ist. Die Ehrfurcht vor der göttlichen Berufung, die Folgen für die Kirche und die unsterblichen Seelen, das Heil der eigenen Seele fordern gebieterisch eine solche Prüfung. Auch sind alle Vorbedingungen für eine gute Wahl gegeben: als da sind: gereifteres Alter, klarere Erkenntnis der priesterlichen Pflichten, Selbstprüfung in der Betrachtung, kundige Führer auf dem schwierigen Wege, reichliche Gnaden durch Exhortationen, Konferenzen, die hl. Sakramente u. a. Der Segen einer solchen Prüfung und Prüfungszeit wird nicht ausbleiben. Ist der Priesterberuf wirklich vorhanden, so wird durch die klare Erkenntnis desselben der angehende Priester angetrieben, mit allem Eifer nach dem hehren Ideal zu streben, das als sein Ziel vor ihm steht. Alle Uebungen wird er in diesem Geiste verrichten, treu und gewissenhaft auch die scheinbar unbedeutenden Dinge beobachten, immer erfüllt von dem Gedanken: Gott will, daß ich Priester werde. Wehe mir, wenn durch meine Schuld ich nicht ein frommer Priester werde. Ist aber kein Beruf vorhanden, so ist die Prüfung ebenso notwendig. Denn dann, mein lieber junger Freund, ist das Theologenkonvikt nicht dein Platz, dann hat alles, was dort geschieht, mehr oder weniger keinen Zweck für dich, dann ist die Zeit verloren, die du in diesem Hause verbringst. Ja, laß dir sagen, ohne Beruf zum Priestertum in einer geistlichen Erziehungsanstalt leben, kann dir unter Umständen direkt gefährlich werden. Denn ein Jüngling, der das tut, bekommt gar leicht Widerwillen gegen die Uebungen der Frömmigkeit, die für ihn nicht passen, und setzt sich der Gefahr aus, auch Widerwillen einzusaugen gegen jene Pflichten der Religion, denen auch der Laie sich unterziehen muß. Hier liegt wenigstens eine Erklärung dafür, daß solche, welche ohne Beruf längere Zeit Theologie studiert und ohne ernste und ehrliche Berufsprüfung in einem Theologenkonvikte gelebt haben, später durch ihre religiöse Gleichgültigkeit oder gar durch völlige religiöse Entfremdung auffallen. Auch die Rücksicht auf die Eltern, auf die Geschwister,, die für den Bruder sich aufopfern, auf Wohltäter, die für ihn eintreten, machen es notwendig, daß der Studiosus der Theologie sich bei Zeiten Klarheit verschafft über die Echtheit seines Berufes.

Gerne möchtest du nun, lieber Leser, ich merke es dir an, einmal einen Tag mitdurchleben, wie er in einer der oben genannten geistlichen Erziehungsanstalten sich entwickelt und abwickelt. Dein Wunsch ist berechtigt, ohne Zweifel. Vielleicht hast du selbst einen Sohn, der jetzt das Studium der Theologie beginnen will, vielleicht schaust du mit Vater- und Mutterstolz auf einen solchen, der noch auf der höheren Schule die oberen Klassen absolvieren muß, dessen ganze Art aber dich die stille Hoffnung nähren läßt, du dürftest ihn einmal der Kirche als Priester schenken, vielleicht auch trieb dich die Liebe zu Christus und seiner Kirche an, einem dürftigen Theologiestudierenden finanziell beizuspringen, um ihm zum hehren Ziele zu verhelfen, vielleicht betest du der Anleitung der hl. Kirche folgend oft und viel um gute Priester, besonders an den Quatembertagen, den uralten Weihetagen. Alles das sind Gründe, die es verständlich machen, wenn du einen Blick hineintun möchtest in ein Theologenkonvikt und Priesterseminar, in jene stillen geweihten Stätten, wo an der Hand und unter der Leitung von Gott bestellter Führer in Arbeit und Gebet, durch Studium und Aszese, in Selbstverleugnung und Opfergeist jene Männer herangebildet werden oder, besser gesagt, sich heranbilden, die, mit reichem Wissen ausgestattet, mit erprobter Tugend ausgerüstet, von glühender Heilandsliebe beseelt, durch die hl. Weihe gesalbt und göttlich besiegelt, hinausziehen, um Seelen zu erobern für den, der sie geschaffen und erlöst, für den göttlichen König Jesus Christus. Allein, bevor wir einen Mick tun in diese Werkstätten wissenschaftlichen Strebens und sittlicher Seelenarbeit möchte ich eine andere, wenn du willst, banale Frage mit dir besprechen. Davon das nächste Mal.

Mein erster Versuch.

Mel.: Morgen muß ich fort von hier.
(In einem Kaffeekränzchen zu singen.)

O du wunderbare Zeit, gold'ner Lebensmorgen!
Rings nur Lust und Seligkeit ohne Last und Sorgen,
Da der traute Mutterarm mich in Liebe pflegte,
:,: Mich so treu umhegte :,:

O du wunderbarer Tag! Als auf Mutter Knieen
Ich in sel'ger Wonne lag — Kaffeevölkchen ziehen —
Mutter nimmt die Tasse her: Trink', mein liebes Mückchen,
:,: Trink' einmal ein Schlückchen :,:

Kindlein streckt das Händchen aus nach der vollen Tasse,
Legt das Stirnchen freundlich kraus, schaut ins braune Nasse,
Zieht den Rand dann mutig an, spitzet lang das Mündchen,
:,: O, welch' sel'ges Stündchen :,:

Tausend ja, du Kaffeewicht, wer hat's dir verliehen?
Mutter kann die Tasse nicht von dem Mündchen ziehen.
Beide Händchen halten fest, Schelmenäuglein gucken
:,: Bei dem langen Schlucken :,:

Und die Tante Lina lacht: Welch' ein Wunderkindchen!
Giebt ein ganzes Täßchen sacht sich schon hinter's Bindchen
Das macht einmal noch Furor, dieses Gurgelschwänzchen
:,: Bei dem Kaffeekränzchen :,:

Einmal, o, ich seh' es klar, dieses Kind wird Lehrerin,
Muß dann reden immerdar als der Weisheit Mehrerin.
Doch da trocknet leicht der Hals, drum will es beizeiten
:,: Fürsorge bereiten :,:

Mütterlein so lieb und hold, sei gesegnet immer!
Legtest auf der Jugend Gold mir so sel'gen Schimmer,
Dank dir, daß du einst entfacht mir ein Himmelsfünkchen
:,: Durch das erste Trünkchen :,:

Mütterlein, was du gesät treu in Herzensgüte,
Sieh', wie es so glorreich steht hier in voller Blüte,
Sieh', die Tassen, sieh', wie ich trinke im Vereine
:,: Stets nach andern eine :,:

Die Hand.

Tausend und abertausend Maschinen hat man erfunden, eine kunstreicher als die andere, aber wie groß die Zahl ihrer Verrichtungen auch sein mag, den königlichen Reichtum, den an solchen die Hand besitzt, erreicht keine Maschine. Die Hand ist gleichsam das Werkzeug des Geistes, und in jedem Muskeldruck derselben offenbart sich etwas vom Charakter und der Gemütsart eines Menschen.

Gibts nicht Hände, von denen man meint, sie deuteten auf ein Verbrechen, Hände, von denen man meint, sie seien zum Stehlen oder gar zur Treulosigkeit gemacht? Es gibt schreckliche Hände, wie zum Erdrosseln geformt.

Wie hager und kalt ist oft die Hand des Geizhalses, als hätte in ihr die kalte habsüchtige, unersättliche Seele ihren Sitz.

Wie oft hat eine Hand, die sich in unsere Hand legt, etwas so Flüchtiges, Schlangenartiges, Mißtrauenerweckendes an sich, oder wenigstens Banges, als wenn man sich vor uns fürchten müsse, wie wohltuend und warm dagegen ist der feste Druck der biederen Freundeshand.

Wie zart ist die Hand der barmherzigen Schwester, die die Wunden verbindet und dem armen Kranken das Schmerzenslager leichter macht, die Tränen trocknet, die Hand, die sich tröstend auf die Schulter legt? Welche Triumphe über die Krankheitserreger im menschlichen Körper liegen in der festen Hand des Chirurgen, deren sicherer Schnitt dem Tode seine Beute raubt, welch ein Segen in der Hand des Priesters, die Himmelsgnaden spendet! Welch Glück oder Verderben in der Hand, die die schönsten Gebilde auf die Leinwand zaubert, in der Hand des Bildhauers, der einen rauhen toten Marmorblock zum Leben weckt! — Welch eine Zukunft in der Hand des Landmannes, die den Samen ausstreut, welche Hoffnung und welche Sorgen in der des Handwerkers und Arbeiters, die sich täglich mühen muß ums tägliche Brot?

Aber, wie verliert die Hand all ihre Zartheit, all ihren Segen, wenn sie zur Faust sich ballt, wenn sie aufhört, das Werkzeug der Liebe, der Hoffnung und Sorge zu sein, und dem Zorne als Werkzeug dient. — „Laß mich nicht fallen in die Hände meiner Feinde", betet der Psalmist und wir mit ihm. — Die Krallen eines Geiers und die Tatzen eines Tigers sind nicht so schlimm, als wenn die Menschenhand sich mit Blut färbt und sich berauscht in der Rache. Was kommt an Bosheit der Mörderhand gleich, die sich nicht scheut, gar am Hochzeitstage eines Königspaares die Bombe unter den Wagen zu werfen, an Schlechtigkeit der Räuberhand, die um ein paar Taler wegen eine alte Frau im eigenen Hause erdrosselt oder den armen Reisenden um der Uhrkette willen, die er trägt, mit einer Keule zu Boden schlägt? Was der Abscheulichkeit der Hände, die sich an unschuldigen Kindern vergreifen und die aufgehört haben, menschliche Hände zu sein, ja zu schlecht für die Teufel, weil sie morden, um Lust zu haben.

Nun, lieber Leser, betrachte einmal deine Hand! Und dann sage mir, welchen Gebrauch machst du von deiner Hand, von diesem wunderbaren Werkzeug, das der Schöpfer dir gegeben. Nicht die Hände mit den wohlgepflegten Nägeln und den vielen goldenen Ringen an den Fingern sind die schönsten Hände. Das sind die Hände, in denen oft eine lange Geschichte werktätiger Liebe geschrieben steht — die geliebten Hände zumal der Väter und Mütter, die bleibenden Zeugen all des Segens, die von ihnen auf uns Kinder übergegangen sind, all der Sorge, die sie für uns gehabt.

Vielleicht liegen sie gefaltet schon im Grabe. Aber welche Freude, wenn am allgemeinen Auferstehungstage die nämlichen lieben Hände sich uns entgegenstrecken, und wir Hand in Hand, von Engeln geführt werden ins himmlische Paradies. — Und auch dieses letzte Glück, lieber Leser, — liegt in deiner Hand!